

# Krach.

Roman von Harms von Babelsberg.

(14. Fortsetzung.)

Und heute früh, als der Lärm nebenan begann, wie verstört sah er aus, wie todtunselig — er, der so recht geschäftig war, immer wie ein Sieger durch die Welt zu gehen, hochaufgerichtet, mit strahlendem Blick . . .

Was heute heute der alte Krause der Haushälterin gefagt? Vor ihr hütelte die Dienerschaft die Jungen ja nicht. Die Achseln hatte er gezuckt: „Ja, ja . . . Luisechen! Leid kann er einem ja thun . . . der junge Herr. So freundlich, wie er immer ist. Böse kann man ihm auch nicht recht sein, und wenn man selber die paar Sparröden verliert. Aber Schuld hat er alleine — die ganze Schuld!“

Schuld! Das war ein Wort, das sie einst auch über den armen Vater oft genug gehört, das so oft, so weh ins Kinderherz geschnitten hatte.

Ihr wuchs aus dem Wort nur ein großes, herzinniges Mitleid heraus — Was nannten wohl harte Menschen nicht alles Schuld!

Maria trocknete sich die Thränen, strich sich den Scheitel glatt und ging in Loras Zimmer; in ihrer gedächtnisvollen Art — früher schalt Fräulein Schotten bisweilen: „Kind, du erschrickst einen ja immer!“ — so sah Lora ihr Eintreten nicht gleich bemerkt.

Sie sah mit Harbi zusammen und redete sanft auf sie ein. Nun wohl schon eine Stunde lang, wie man zu einem Kranken Kind spricht. Mit inruiger Theilnahme, ruhig und scheinbar zuversichtlich. Immer wieder die eigene Sorge zurückdrängend, die Sorge um ihren Mann. Denn sie allein wußte, was der in diesen Tagen gelitten und durchgelämpft hatte — wußte, es gibt nicht nur auf Schlachtfeldern Helben!

Jetzt blickte sie doch auf und sah Maria geduldig an der Thür warten. Wieder mit dem demüthig-liebenden Kindergefühle, das immer zu sagen schien: „Ach, sei nicht böse, daß ich da bin!“

„Wilst du etwas von mir, Maria?“ fragte sie und nickte ihr zu. Aber sie sah auch zugleich, daß die Kleine wieder im harten Kampf mit ihrer Scheu lag, stand auf und trat zu ihr.

„Ja, liebe Lora . . . ich wollte . . . ich möchte dich fragen . . . um Erlaubniß bitten . . . ob ich nicht Willy etwas Frisches hinunterbringen darf.“ Ganz mühsam nur hatte sie es herausgedrückt. Aber nun sah sie impulsiv Loras Hand: „Krause kam eben wieder herauf. Willy nimmt gar nichts . . . und da meinte ich, liebe, gute Lora . . .“

„Du wirst hören, Maria.“

„Nein, ganz gewiß nicht, liebe Lora . . . ganz gewiß nicht!“

Etwas so Rührendes, Kindliches lag in ihrer Bitte, und die feuchten Augenaugen blickten so lebend, daß Lora nicht „nein“ sagen konnte. Aber sie wendete sich doch, daß die Kleine ihre große Schüchternheit bis zu dem Entschluß überwinden sollte. Sinnend sah sie Maria an, streichelte ihr die heißen Wangen, in die schon wieder das Blut empotwallte: „Geh nur . . . und . . . grüße Willy von mir.“

Es dauerte unten eine Weile, bis das „Herein“ erklang.

Als dann Maria mit ihrem Tablettchen eintrat, sah sie Willy, die Stirn in beiden Händen, am Schreibtisch sitzen. Er blickte auch gar nicht auf — fast als habe er sein „Herein“ schon vergessen.

Sie ordnete ein paar Sachen auf dem Tisch, und ihre Hände zitterten so, daß plötzlich ein Glas klirrte. Da schielte sie zusammen und blieb regungslos stehen.

„Was soll's denn?“ Er wandte sich halb um. Aber er beachtete gar nicht, daß sie es war. „Nimm den Kram nur wieder fort —“

Wieder stand sie ein paar Sekunden ganz still. Sie mußte sich erst Muth fassen, ihn anzusprechen.

Dann trat sie doch einen Schritt näher, bat mit ihrem süßen Stimmchen: „Ach, Willy . . . einen recht schönen Gruß von Lora, und du möchtest doch etwas nehmen . . . bitte . . . bitte . . .“

Als Loras Name fiel, warf er plötzlich den Kopf hoch.

„Sie schickt dich?“

„Ja . . . und . . . das heißt, Willy ich möchte dich auch recht, recht sehr bitten . . . nur ein kleines Bröckchen . . . sieh mal . . .“

Gott, das war ein Kind! Ein abernes Kind! Wozu sie die wohl heruntergeschickt . . . zu ihm! Heute!

Aber er blickte doch auf, und wie er ihr in's Gesicht sah, überkam ihn etwas wie Rührung. Sie hatte die kleinen Hände vor der Brust zusammengelegt, hielt den Kopf ein wenig geneigt und schaute ihn mit den großen Augen so fest an — ganz merkwürdig; zutraulich und ängstlich und doch mit solch eigener tiefer Empfindung —

Er stand auf.

Dank! schön, Maria,“ sagte er freundlich. „Ich kann aber wirklich nichts essen.“

„Nun wird sie gehen,“ dachte er. Doch sie blieb stehen und bat wieder: „Nur ein wenig, Willy . . . und ein Glas Wein . . .“

Er schritt ein paarmal durchs Zimmer. Dabei blickte er zufällig in den großen Spiegel des Garbetobenschranzes. Die alte Korrektheit erwachte in ihm; er schob die Krawatte zurecht. „Ich seh' wohl ganz unordentlich aus, Maria . . .?“

„Nur elend . . . abgespannt, Willy. Aber, bitte, nimm doch ein Bröckchen.“

Sie hatte plötzlich den Keller vom Tisch genommen und hielt ihn hin. Und halb um sie los zu werden, halb um ihr einen Gefallen zu thun, nahm er eine halbe Semmel. Schnell hatte sie auch ein Glas Portwein eingeschenkt und ihm gereicht.

„Gutes Kind! Dank! schön!“ Er aß wirklich und trank ein Glas Wein und noch eins, wunderte sich, daß er die Bissen herunterwürgen konnte, und schief dann doch zu dem zweiten halben Brot. Da lächelte sie ein wenig. Es war nur wie ein kleines Aufleuchten, aber er bemerkte es doch; sie freute sich.

Nun war er fertig. Sie räumte die Scherle geräuschlos zusammen. Er stand dicht neben ihr —

„Das war recht von dir, daß du selbst herunterkamst, Heimchen.“

Sie hatte er sie noch nie genannt. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Aber sie nahm sich tapfer zusammen: „Nimm ich dir nicht noch irgend etwas besorgen, Willy . . .“

„Nein, nein! Nur einen schönen Dank an Lora.“ Dabei nahm er ihre Hand, hielt sie einen Augenblick und fügte schon wieder unter anderem Eindruck hinzu: „Das sind schwere Tage, Heimchen . . .“

Sie nickte ein paarmal schnell hintereinander. Es war so ihre Art, wenn sie innerlich sehr erregt war und nicht gleich ein richtiges Wort finden konnte.

Dann sagte sie: „Ja . . . schwere Tage. Aber als ich so sehr unglücklich war, am allerunglücklichsten, da fandte der gute Gott mir Dank Eberhard. Siehst du, Willy . . . und ich denke, für dich werden auch wieder gute, frohe Tage kommen . . . recht bald . . . und darum will ich den lieben Gott bitten . . .“

Ohne ihn anzusehen, sprach sie es. Ganz leise, als sei es ein Wagniß. Und gleich huschte sie schnell hinaus.

Einen Augenblick stand er noch sinnend. In seiner Seele zitterte etwas nach, dessen er sich nicht recht bewußt werden konnte. Eine stille Rührung — das Empfinden: ob wohl die Führlin solch unschuldigen Kindes fleghafte Kraft hat? — Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Aber er starrte nicht mehr wie ein Verwirrter auf dessen grüne Fläche. Er griff zum Teleskop und bat den Proturisten zu sich. Und als der eintrat, sagte er: „Lieber Herr Krüger, wenn Sie Zeit haben — ich möchte gern auch mit Ihnen einmal die Verhältnisse bei der Prometheusgesellschaft durchsprechen . . .“

## Fünfzehntes Kapitel.

Am Freitag, Abend war Konrad Salester nicht gekommen. Nur eine Karte sandte er durch seinen Buchsen mit der augenscheinlich in höchster Aufregung geschriebenen Zeile: „Warte nicht auf mich. Ich muß zu meiner unglücklichen Mutter.“

Bernhardine war zuerst fassungslos, wie bedäubt gewesen, unzugänglich jedem Zuspruch.

Nun, am Morgen, als sie ins Frühstückszimmer trat, erschien sie Lora völlig verwandelt. Sie sah blaß, übermäßig an, die Augen waren schwer geröthet, aber sie ging aufrechten Hauptes, sprach ruhig. Und in ihrem Ton war eine weiche, anschwermelnde Herzlichkeit, die Lora wohlthuend an frühere ferne Tage erinnerte.

Nur wenige Minuten saßen sie zusammen. Dann stand Harbi auf, legte ihren Arm um Loras Nacken und sagte: „Ich will jetzt zu meiner Schwiegermutter.“

„Das ist recht! Das freut mich, Harbi! Ich begleite dich.“

Es kam Lora aus dem Herzen. Sie glaubte damit nicht nur eine Pflicht gegen Bernhardine zu erfüllen; sie hatte für Frau Salester immer Sympathie empfunden und wollte ihr das gerade jetzt gern zeigen.

Sie fuhren mit der elektrischen Bahn hinaus nach dem Kurfürstendamm. An der Umlandstraße stiegen sie aus. Als sie so nebeneinander die letzte Strecke gingen, fühlten sie sich wieder, ohne es auszusprechen, ganz als die Freundinnen von ehemals.

Das Gartenthor der Baldinischen Villa stand offen. Lora blickte hinein und dachte unwillkürlich daran: hier hast du Willy nach Jahren zum ersten Male wieder gesehen . . . hätte er dies Haus doch nie betreten . . .

Einen Augenblick blieb sie stehen.

Und da sah sie die kleine Herta. Das

Kind kauerte auf der Rasenfläche hinter den Fliederbüschen, hatte ein paar Puppen neben sich, einen Kasten — aber es spielte nicht, sondern starrte mit gesenktem Köpfchen vor sich hin. Das goldblonde Haar hing wirt um das Gesicht.

„Herta!“ Die Kleine schlug, wie erschreckt, die Augen auf.

„Herta — liebe Herta!“ Lora hatte ein paar Schritte in den Garten gethan. Und nun sprang das Kind auf, lief auf sie zu, umklammerte mit beiden Armen ihre Kniee, drückte den Kopf gegen ihr Kleid — alles ohne einen Laut. Aber die zierliche Gestalt bebte wie ein Espenblatt.

Sanft strich Lora über die Locken. In ihrem Herzen war ein leiser Vorwurf: „trotz allem, was auf dir lag in diesen Tagen, du hättest an dies arme Kind denken müssen.“

Sie beugte sich über die Kleine: „Sieh mich an, Herta!“ Das Kind hob das Köpfchen. Aber nur auf einen Moment, dann barg es das Gesicht gleich wieder zwischen den Kleiderfalten, und die dünnen Arme kramerten sich noch fester.

„Ein paar Minuten nur, Harbi. Ich habe auch hier eine Pflicht zu erfüllen.“

Lora löste sich sanft, ging mit der Kleinen einige Schritte seitwärts zur nächsten Bank. „Komm, Herta — seß dich. Und nun sei lieb und verständig, wie du immer gewesen bist. Ich bin ja bei dir . . .“

Herta nickte. Und dann griff sie wieder mit beiden Händen nach Loras Arm.

„Wo ist denn Mademoiselle?“

„Fort — fort —“

„Und die Dienstmagd? Wer hat denn für dich gesorgt?“

Unter Thränen rang sich die Antwort los: „Als ich fort — gestern. Fremde Männer, Tante Lora, haben alles durchsucht und verschlossen. Nur die alte Köchin ist noch da. Weil sie ihren Lohn noch nicht hat, sagt sie. Und . . . und . . . Mama taugte nichts . . . und der Papa sei ein Betrüger . . .“ sagt sie . . . und ich . . . mich würden die Schuttmänner holen und in ein Loch sieden . . .“ sagt sie . . .

Schluchzen ersticke alles andere. Bis die Kleine dann wieder die Arme fest um Lora schlang: „Tante Lora . . . nimm mich doch mit . . . ich fürchte mich . . .“

Es war ein so großes, inniges Mitleid in der jungen Frau. Anders noch als früher — sie fühlte das selbst an der Wärme des Empfindens — etwas von mütterlicher Sorge mochte darin liegen. Ein unwillkürliches Drängen: „Du darfst dies liebe Geschöpfchen nicht verlassen . . . sie ist dir wie von Gott überantwortet . . .“

Und während sie zärtlich auf das Kind einsprach, sann sie, was zu thun sei. In aller Ertgriffenheit mit all ihrer ruhigen Ueberlegung —

Einen Augenblick stand er noch sinnend. In seiner Seele zitterte etwas nach, dessen er sich nicht recht bewußt werden konnte. Eine stille Rührung — das Empfinden: ob wohl die Führlin solch unschuldigen Kindes fleghafte Kraft hat? — Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Aber er starrte nicht mehr wie ein Verwirrter auf dessen grüne Fläche. Er griff zum Teleskop und bat den Proturisten zu sich. Und als der eintrat, sagte er: „Lieber Herr Krüger, wenn Sie Zeit haben — ich möchte gern auch mit Ihnen einmal die Verhältnisse bei der Prometheusgesellschaft durchsprechen . . .“

„Du kommst auch ganz, ganz gewiß wieder, Tante Lora!“

Wie herzbewegend ängstlich das Klang! Und diese bittenden, thränen-schweren Augen!

„Ganz gewiß!“

„Einen Kuß noch — und ein Zurückwinken —“

„Vergeiß, Harbi! Aber ich konnte das Kind nicht verlassen.“ Und während sie weiterging, sagte sie nach Loras Hand, in der stummen Bitte: „Du bist zu allen Menschen gut — nun bleib es auch mir in meiner Noth!“

Die Villa Salester lag tiefer im Garten als die Baldinische. Ein kleineres, einfacheres Gebäude, im Grün halb versteckt. Heute sah es fast aus, als seien die Fenster vertheilt. Die Vorhänge fest verschlossen, im Erdgeschoß die Kollaloufen heruntergelassen.

„. . . er ist nicht hier . . .“ Harbi hauchte es wie einen einzigen Weh-laut.

Aber da öffnete sich die Hausthür. Konrad Salester trat über die Schwelle. In bürgerlicher Kleidung — in der Hand einen Brief.

Er zuckte zusammen, als er die beiden dicht vor sich sah. Ueber sein Gesicht strömte das Blut. Er zog den Hut — aber gleich darauf legte er die Hand vor die Augen . . .

„Ich wollte zu dir . . .“ sagte er tonlos.

Da hing sie auch schon an seinem Halbe, barg das Antlitz an seiner Brust.

Einen Augenblick hielten sie sich fest umschlungen. Dann löste er sich, sanft, aber mit bewußter Bestimmtheit. Nur ihre beiden Hände nahm er in die seinen. „Ich wollte zu dir, Harbi . . .“ wiederholte er. „Nun danke ich dir, daß du gekommen bist. Ich muß ja die Augen der Menschen scheuen . . . ich und meine Mutter . . . wir sind geächtet . . .“

„Konrad!“ rief Harbi verzweifelt. „. . . wir sind geächtet . . .“

Sie schüttelte den Kopf, als verstünde sie ihn nicht. Und wie um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, bat sie: „Laß uns zu deiner lieben Mutter . . .“

Fast schien es, als bemerkte er jetzt erst Lora. Es witterleuchtete wieder

über sein offenes Gesicht . . . in Schmerz und Scham . . . Sie trat schnell heran und drückte ihm schwermüthig die Hand.

Dann wandte er sich und schritt den halb dunklen Flur entlang, schnell, hochaufgerichtet aber Lora sah, wie die tröstliche Gestalt schüttelte in mühsam bekämpfem Schluchzen.

Er stieß die Thür zu einem Hinterzimmer auf; „Mutter . . .“

Frau Salester kniete über ein Küfcher gebeugt am Boden. Ein paar Sackelgelenke, das Einfachste, was sie gefunden hatte, lagen daneben.

Langsam richtete sie sich auf. Und wie sie Harbi sah, schlug sie die Hände vor das Gesicht. Es war tiefe, tiefe Stille im Zimmer. Nur das schwere Athmen der vier Menschen.

Harbi hatte Frau Salester umarmt, zog ihr die Hände vom verhärteten Antlitz, streichelte ihr kindlich die schmalen Wangen, blickte zärtlich in die Augen, die keine Thränen mehr zu haben schienen. Die Greisin war die Frau geworden in vierundzwanzig Stunden.

Und dann war sie es, die zuerst sprach. Und ihre ersten Worte galten ihrem Manne —

„Er war nicht schlecht,“ sagte sie mit leiser, bebender Stimme. „Er war auch nicht geldgierig, wie . . . der andere. Er war nur so maßlos ehrgeizig . . .“ Und sie sah dabei von dem einen zum andern, als flehe sie um ein Wort, um eine Miene nur der Zustimmung. Aber Harbi und Lora standen mit tief gesenkten Köpfen, und als sie in Konrads Antlitz blickte, das wie versteinert war, bedeckte sie wieder das Gesicht mit den Händen.

Lora trat an ihre Seite, umfing sie, führte sie zum Sofa, drückte sie sanft nieder, setzte sich neben sie und sprach mit ihrer tiefen wohlklingenden Stimme, sich gewaltig zur Beherrschung zwingend: „Wir sollen und wollen nicht richten. Wir sind hier, um Ihnen zu zeigen, wie lieb Sie uns bleiben werden . . . was da auch immer kommen möge. Wir verstehen all Ihr Leid. Wir möchten Ihnen gern mittragen helfen . . .“

„Ihnen und Konrad!“ Niemand, das glauben Sie mir, wird Ihnen beiden antreihen, was geschehen ist. Fassen Sie Muth — Gottvertrauen, liebe gnädige Frau —“

Konrad hatte bisher regungslos an der Wand geholt, dicht neben der Thür; den Blick starr gerabeaus gerichtet, als wolle er aller Augen ausweichen, die Lippen fest zusammengepreßt. In der Hand hielt er immer noch den Brief — einen weißen Umschlag im Dienstformat.

Nun trat Konrad Salester plötzlich vor und bis an den Mittelstisch. Es war, als triebe ihn ein überharter Entschluß. Er sah auch jetzt niemand an, und in seinem Gesicht wechselten sich die Farben. Aber er sprach mit scheinbarer Ruhe. Es klang hart, was er sagte . . . eifern . . .

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen herzlich, innig für Ihre Trostworte. Auch im Namen von Mutter. Und Ihnen und Bernhardine für Ihr Kommen. Es ist edel und ist großherzig. Aber wir, Mutter und ich, dürfen uns keinen Selbsttäuschungen hingeben, wenn wir den Kampf um ein neues Dasein aufnehmen wollen. Wir bleiben mit ewigem Muth behaftet . . . und wenn man dem Schimpf auch Mitleid beimischt . . . er wird nicht leichter . . . vielleicht könnte ich gerade das Mitleid am wenigsten ertragen —“

Er schöpfte tief Athem, und er preßte die Rechte auf die Brust, als schmerze ihn da etwas.

„Wir müssen alle Fäden zerschneiden, die rückwärts führen — müßen! Hier ist mein Abschiedsgedäch — Seine Majestät kann keinen Offizier gebrauchen, dessen Ehre bestrukt ist. Ich wollte den Brief soeben zur Post bringen . . . und dann zu dir kommen, Harbi! Das ist das . . . Schwerste . . .“

„Ich wollte dir noch einmal danken, Harbi . . . und dann . . .“ dann wollte ich dir . . . und ich thue es jetzt hier . . . dein Wort zurückgeben . . . und Abschied nehmen . . . für immer . . .“

Erst bei den letzten Worten schwante seine Stimme. Schwer schwebte er sich mit beiden Händen auf den Tisch.

Er hatte noch immer nicht aufgegeben. Nicht gesehen, daß Harbi langsam näher gekommen war, mit höherem Kopfe, so stolz und sicher aufgerichtet, als sei sie plötzlich gemacht. In ihren Augen standen Thränen, aber sie lächelte.

Und nun legte sie ihre Hände auf seine Schultern und sagte leidenschaftlich: „Konrad . . . sieh mich an . . . du kannst kein Mitleid verkaufen! Aber meine Liebe, Konrad, die wirst du doch nicht zurückstoßen! Und wenn du es thust, ich lasse dich nicht! Geht du mit Mutter weit weg, über's Meer — ich gehe mit dir! Ueberall hin, Konrad!“

Er war zusammengezuckt, als er den Druck ihrer Hände fühlte. Das Abschiedsgedäch glitt auf die Tischplatte. Er wandte sich, sah ihr in die Augen. Ein Aufleuchten flog über sein Gesicht, ein Sonnenstrahl. Doch gleich wurden seine Züge wieder hart.

„Ich danke dir, Harbi! Vieltausendmal danke ich dir. Aber du kennst die Welt nicht. Das, was an uns haftet, geht mit uns. Das werden wir nicht los . . . und drum müssen wir's allein tragen, Mutter und ich. Das ist nichts für dich, Harbi . . . solch ein

Loß! Gott bewahr' dich davor! Schande und Noth, komm't's hoch, harte Arbeit! Gottlos . . . vielleicht auch Arbeit!“

Er wollte sanft ihre Hände lösen. Doch die hielten fest.

Ihre Augen leuchteten — „Ihr habt mich als Kind eingeschätzt, und ihr hattet wohl recht. Aber nun nicht mehr. Jetzt bin ich stark. Reicht mich in Stücke, ich weiche nicht! Du willst mich aus Mitleid freigeben — nun, das Mitleid kann auch ich nicht ertragen. Das Mitleid ist schlimmer als Schimpf! Ich halte zu dir — ich gehöre zu dir! Wenn du mich fortstößt, so kriech ich dir nach! Ich folge dir — bis an's Ende der Welt! Es sei denn, Konrad, geliebter Konrad, daß du mir in die Augen sehest — dann —“

Und plötzlich rechte sie sich, mit einem Jubelruf, und umklammerte ihn, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihn — wieder und wieder —

„Konny . . . Konny! Du großer Thor! Siehst du . . . das kannst du nicht fagen . . . du hast mich ja viel zu lieb! Und alles andere . . . alles . . . alles . . . das ist ja Utsche und Staub! Das bleibt tief unter uns! Mutterchen . . . komm! Hab theil an unsrer Liebe! Denn wir siegen — Konrad! Ich weiß es! Wir siegen —“

Sechzehntes Kapitel.

Der Schmittler Krach mähte weiter. Gerechte und Ungerechte traf der scharfe Stahl seiner Sense, Schuldige und Unschuldige, Vorführer und Verführte, Betrüger und Betrogene. Reiche machte er arm, Fleißige arbeitslos, Arme brodblos.

Durch alle Kulturländer Europas zog er seine Straßen. Ueberallhin, wo die Produktion dem Bedarf zu weit vorausgeleitet war, wo die Spekulation künstliche Werthe geschaffen hatte, traf sein weitausholender Arm. Was nicht ganz geföhrt und ganz gefestigt stand, das stürzte. Aber im Sturz rief manch Schwindelbau auch die kleineren Häuser neben sich nieder, die in ehelicher Arbeit aufgerichtet waren. Denn der panische Schreden, der vor dem unerbittlichen Schmittler einerschlag, lähmte auch die gesunde Ueberlegungslust, ließ jedwede Thätigkeit stocken, unterband das Vertrauen, vernichtete den Credit.

Nur sehr wenige hatten das Herannahen des Umschwungs der wirtschaftlichen Conjunktur rechtzeitig bemerkt, die Ueberfüllung des Weltmarktes, die politischen Schwierigkeiten in Südafrika und Ostasien richtig eingeschätzt. Nur ganz vereinzelte Stimmen hatten rechtzeitig gewarnt. So sah kam der Rückschlag, daß er die Wehrgaß unvorbereitet traf. Unvorbereitet die Großen in neu geplanten, immer weiter ausgeplanten Unternehmungen; unvorbereitet den wohlhabenden Mittelstand in den Anlagen seines Capitals, das der Staat und die Kommunen durch die Herabsetzung des Zinsfußes ihrer Anlehen den scheinbar ertragreicheren Industrierapieren zugutegeben hatten; unvorbereitet die Arbeiter, die da glaubten, der Aufschwung alles Gewerbes müßte ewige Dauer haben und ihnen immer höhere Löhne sichern.

Nur wenige hatten rechtzeitig ein unvermeidliches Niedergang vorausgesehen. Aber noch weniger sahen, als er nun hereingebrochen war, mit ruhigem weitem Blick in die Zukunft. Sehr wenige erkannten klar, daß uralter Erfahrung gemäß, das wirtschaftliche Leben der Völker in ewigen Wellenbewegungen dahinströmte, daß einer Periode des Aufschwungs unweigerlich eine solche der Ebbe folgt und daß sie wieder von einer dritten steigenden Flut abgelöst wird. Ganz vereinzelt waren in der ungeheuren Masse der Muthlosen diejenigen, die da fühlten, daß heute, in unserer Zeit gesteigerter Verkehrsthatigkeit, schnelleren Pulschläges, auch Fluth und Ebbe in kürzeren Zwischenräumen aufeinander folgen müßen, die Geoenstände sich schneller ausgleichen — zum Bösen, aber auch zum Guten . . .

Zu diesen wenigen gehörte Eberhard Möller-Sieghard.

Er hatte das Ringen mit beschwerlichen Aufgaben aufgenommen. Aber mitten im Kampf um die Existenz und um die Ehre seiner alten Firma wuchsen ihm Vertrauen und Kraft.

Er wußte freilich: die Schwingen waren nicht ganz sein eigen.

Denn es kamen auch ihm düstere Augenblicke, in denen er verzagen wollte. Aber wenn dann sein junges Weib neben ihm trat, ihm die Hand drückte, ihm in die Augen sah, dann schanden Sorgen und Zagen. „An der Freude und an dem Stolz, mit dem sie auf seine rettende Thätigkeit blickte, richtete auch er sich immer wieder auf. Tag für Tag in der schwersten ersten Zeit, in der sein Haus noch in allen Grundfugen zitterte.

In allen Grundfugen. Denn es war durch Willy mitten hineingerissen in den unheimlichen Strudel, in dem die waghalsigen Gründungen von Salester und Baldin untertauchten, in den öffentlichen, in Deutschland fast beispiellosen Selbst in diesen Tagen allgemeinen Schredens: man zählte jetzt schon auf, daß an den Baldinischen Unternehmungen über hundert Millionen, an der Salesterschen Bank an achtzig Millionen verloren gehen würden —

Der Geheimrat kam von einer Sitzung des Gläubigerausschusses. Im Treppenhaus traf er auf Erzellenz Graban, der langsam die Treppe hinunterstieg. „Ich war bei dir — wollte dich sprechen, lieber Möller.“

Sie drückten sich die Hände, sahen sich in die Augen, und beide fanden wohl, daß sie nicht jünger geworden waren in diesen Tagen. Auch der alte Kriegsmann hatte ja, wie er sich ausdrückte: „das verfl— Mäusen nicht lassen können.“

„Wenn du Zeit hast, Graban, komm mit hinauf. Schenk mir eine halbe Stunde.“ Und dann — mit einer ungewohnten Hast: „Warst du im Militärarbeitsamt?“

„Ja — natürlich! Aber, lieber Möller — aber!“ Das Sprechen während des Treppentretens wurde ihm schwer. Aber der andre faßte ihn fest am Arm und bat, wie angstvoll: „Schlechte Nachrichten, Graban?“

„. . . ein? Es ist noch nicht entschieden. Komm nur —“

Lora wollte das Zimmer verlassen, als beide eintraten. Doch ihr Mann hielt sie zurück: „Weiß, bitte! Wir haben keine Geheimnisse vor dir.“

„Ja also, gnädige Frau . . . ich hab' gethan, was ich konnte. Man hat ja noch immer so seine kleinen Verbindungen, wenn man auch längst zum alten Eisen geworden ist. Bei einer Abtheilungsdienst — 'n Namen nenn' ich lieber nicht — war mal Adjutant bei mir und ist mir ein klein bißel verpflichtet. Da hab' ich also bingehört. Aber, mir scheint's, als ob die Anstalten im Cabinet selbst schwanken. Na, das thun sie ja neuerdings häufiger. So der gerade, feste Kurs, wie wir ihn liebten, der . . . aber ich will mir den Mund nicht verbrennen. Und dann . . . es ist ja auch 'ne ganz vermaldeute Geschichte — das. Der arme Kerl! Denken Sie sich ihn mal, Gnädigste, so im Offiziercorps! Da spricht denn mal einer frisch von der Leder weg, meint gar nichts Böses . . . mein Gott, irgend ein Wort über einen Schwindler — und der Bedauerndwerthe muß das anhören . . .“

„Erzellenz, ich denke zu hoch vom Takte preußischer Offiziere, als daß ich das für möglich halten könnte —“

„Ja doch . . . tausendmal ja, gnädige Frau. Aber die Mäßigkeit bleibt. Und überhaupt . . . ich glaube, selbst unser lieber alter Allerandigster Herr hätte kaum das Abschiedsgedäch nicht bewilligt.“

Der Geheimrat schloß: „Das sind doch schlechte Nachrichten, Graban.“

„. . . ein, lieber Möller. Das nicht gerade. Dein armer Schwiegersohn hat außerdem eine ganz vorzügliche Qualifikation . . . man verliert solchen Offizier ungern. Man hat ja auch allgemein Mitleid mit ihm, herrliches Mitleid . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Das Sprachrohr Manitous.

Als die erste Telegraphenlinie in Nordamerika durch die Gefilde der Indianer gezogen wurde, begegnete das Unternehmen auf Seite der Eingeborenen anfangs einem heftigen Widerstand. Da kam der lebende Ingenieur, um den Beschädigungen, namentlich dem Umreißen der Stangen und Abschneiden der Drähte, vorzubeugen, auf den guten Gedanken, sich den Aberglauben der Indianer dienstbar zu machen. Zu diesem Zwecke richtete er nach Vollendung der Linie von Fort Kearney bis Fort Laramie, die gegen 500 Meilen von einander entfernt sind, es so ein, daß sich der Hauptling der Amposos an dem gleichen Tage in Fort Kearney einfind, an dem der Hauptling der Siouxs das Fort Laramie besuchte.

Nachdem sich die Beamten auf beiden Stationen durch Signale überzeugt hatten, daß jeder von ihnen einen Hauptling neben sich stehen hatte, fragte der Ingenieur zu Fort Kearney den Arapohochauptling, ob er nicht Lust habe, ein wenig mit seinem Freunde, dem Siouxsauptling, in Fort Laramie zu plaudern. Der Indianer stellte eine Frage und sein eniferter Freund, der Sioux, antwortete. Dann wurde die Unterhaltung lebhaft, und Fragen und Antworten stiegen hin und her. Natürlich waren beide Hauptlinge außer sich vor Erstaunen; aber sie forschten nicht nach einer Erklärung des Wunders, sondern nahmen die Versicherung des Telegraphisten auf beiden Forts, daß der Telegraph das „Sprachrohr Manitous“ sei, mit gläubigem Vertrauen auf.

Zum Schluß ließ man die beiden Hauptlinge sich gegenseitig einladen, sich auf der Hälfte des Weges zwischen beiden Forts zu treffen. Die Hauptlinge titen jeder 250 Meilen, trafen und überzeugten sich nun durch persönliche Aussprache, daß es mit der Unterredung, die sie in einer Entfernung von 500 Meilen miteinander gehabt hatten, seine volle Richtigkeit habe. Als bald wurde die wunderbare Mär vom „Sprachrohr Manitous“ dem Telegraphen, unter allen Indianerstämmen bekannt. Dies hatte zur Folge, daß von da ab Telegraphenstangen, Drähte, Apparate sowie Stationen in den Augen der Indianer für heilig gehalten wurden und unberührt blieben.

Frau Chabivick will die „Geschichte ihres Lebens“ veröffentlichen. „Soll und sein haben“ wäre ein schöner Titel dafür.

D, streue jeder in das Leben. Des andern eine Blume nur. Das würde manche Rosenspur Dies Dasein freundlich überweben.